Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 30 (2017)
Heft: 11

Artikel: Ein Gefühl namens Retrophilie
Autor: Bächtiger, Marcel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-731043

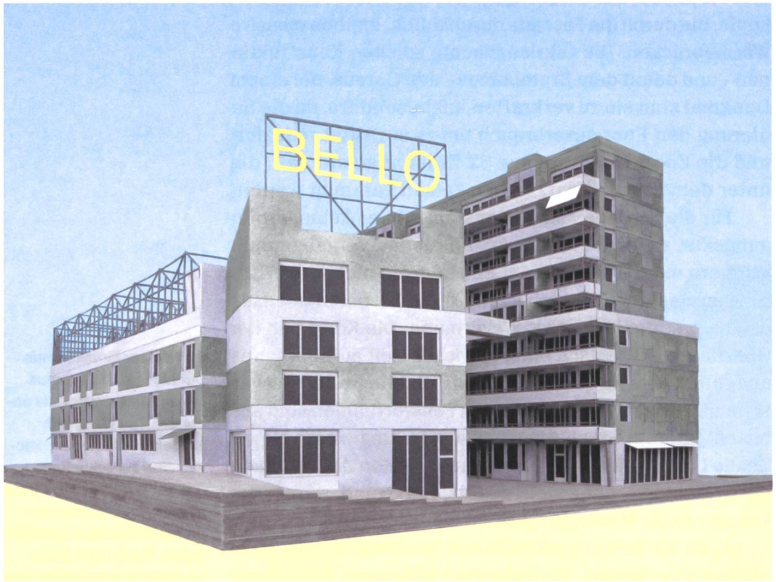
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



1

Ein Gefühl namens Retrophilie

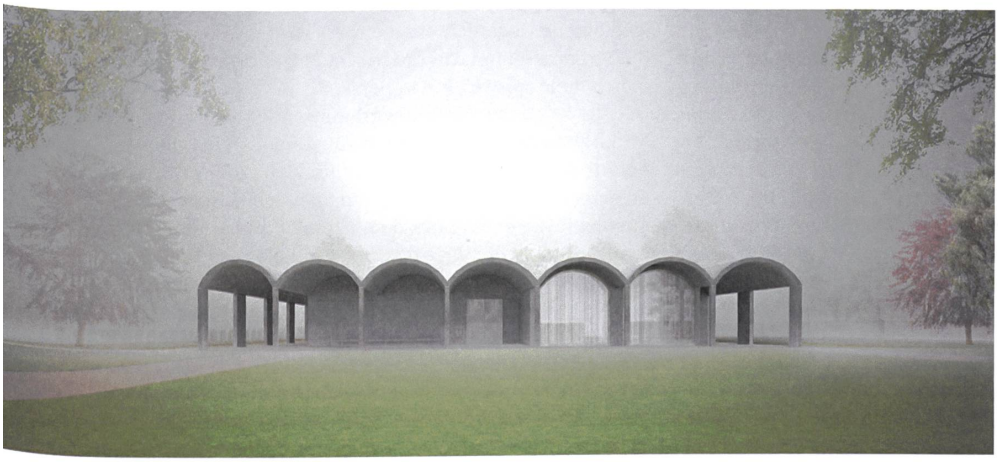
Brutalismus-Revival hier, Comeback der Postmoderne dort. Und schon kündigt sich die Wiederentdeckung der Neunzigerjahre an. Versinkt die Architektur in ihrem eigenen Archiv?

Text:
Marcel Bächtiger

2

3

4



5

Heutige Architektur mit Anleihen beim Gestern: Bilder aus dem aktuellen Schweizer Wettbewerbs- und Hochschulwesen.

1 Hochbord Dübendorf, Wettbewerbsbeitrag von Conen Sigl Architekten (1. Rang), 2017
2 Spazzia per la didattica, Accademia di architettura, Mendrisio, Wettbewerbsbeitrag von architecten de vylder vinck taillieu, 2015
3 Baloise Park, Basel, Wettbewerbsbeitrag von Bearth & Deplazes Architekten, 2015
4 Wohnhaus Letzi, Zürich, Wettbewerbsbeitrag von Armon Semadeni Architekten (1. Rang), 2016
5 Krematorium Thun-Schoren, Wettbewerbsbeitrag von Felgendreher Olfs Köchling (3. Rang), 2016

6

7

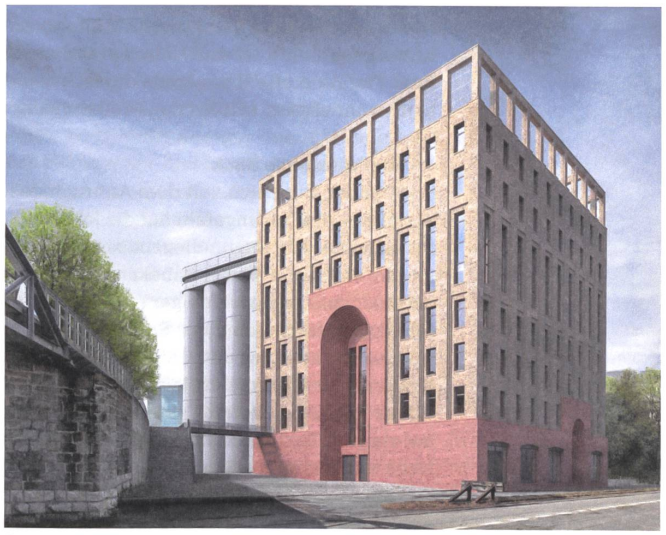
Letzthin stiess ich in einem Antiquariat zufälligerweise auf die Autobiografie von Frank Lloyd Wright. Den amerikanischen Architekten, der von den Chronisten der Moderne in einem Atemzug mit Mies van der Rohe und Le Corbusier genannt wird, kennt die Allgemeinheit als Schöpfer des New Yorker Guggenheim-Museums, aber wichtiger und folgenreicher waren wohl seine Wohnhäuser, die sich in die Weite der amerikanischen Landschaft ausstreckten, um sich mit dieser in einer grossen, horizontalen Geste zu vermählen. So natürlich wie revolutionär.

Die Lektüre des Buchs war eine eigenartige Erfahrung: Ich staunte nicht über Wrights Ideen, aber ich staunte, wie fremd sie uns geworden sind. Als er 14 Jahre alt war, so erinnert sich Frank Lloyd Wright, las er einen Text, der seinen Sinn für Kunst und Architektur auf Lebzeiten prägen sollte: das Kapitel ‹Ceci tuera cela› aus Victor Hugos Roman ‹Notre-Dame de Paris›, für Wright «der brillanteste Essay, der bisher über Architektur geschrieben wurde». Besonders angetan hatte es ihm Hugos Charakterisierung der Renaissance als «Sonnenuntergang, den ganz Europa für eine Morgendämmerung hielt». Den auf die Renaissance zwangsläufig folgenden, «tragischen Verfall der grossen Mutterkunst Architektur», von Hugo in einer ausschweifenden kulturgeschichtlichen Reflexion umrissen, fasst Wright in einem Satz zusammen: «Nach 500 Jahren gründlicher Nachbildung klassischer Säulen, Giebel und Friese lag schliesslich alles im Sterben.» Die Renaissance als Anfang eines Niedergangs, die Säule als Tod der Baukunst? Das kommt einem heute seltsam, ja fast schon blasphemisch vor. Im Wright'schen Denkmuster aber hat die Argumentation ihre Logik. «Erst später», schreibt er, «erkannte ich, dass Victor Hugo im weiten Bogen seines grossartigen Gedankens nur die Wahrheit bestätigte: Kunst kann keine Nachbildung sein.»

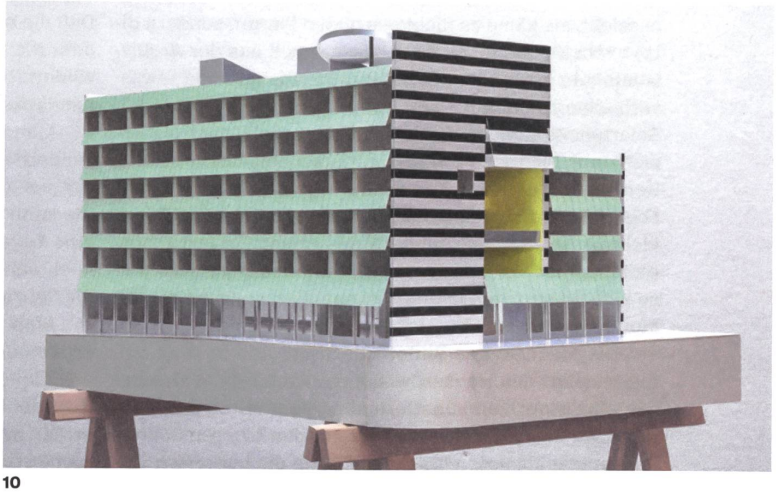
Sechzig Jahre nachdem Frank Lloyd Wright diese Zeilen zu Papier gebracht hatte, hat sich unser Verhältnis zu solchen ‹Nachbildungen› fundamental verändert, ja, in sein Gegenteil verkehrt: Der Verweis auf historische Vorbilder ist zum Signum geworden, das die Architektur vom blossen Bauen unterscheidet. Kunst soll keine Nachbildung sein? Aber wo, bitte, findet man denn noch Kunst, wo Wert, wo Wahrheit, wenn nicht im Studium der Werke unserer Vorfahren? Man weiss es nicht, und deshalb ist die grosse Obsession der zeitgenössischen Architektur ihre eigene Geschichte: eine merkwürdige Fixierung auf die Vergangenheit, für die wir im Folgenden den Begriff ‹Retrophilie› verwenden wollen.

Die kritische Leserin wird einwenden, dass sich die Architektur schon immer an vorangehenden Epochen orientiert hat, und dies durchaus zum Wohl und Nutzen der eigenen Disziplin. Entsteht denn nicht jedes Neue aus der Auseinandersetzung mit dem Alten? Sicher, und sofern man sich nicht der Wright'schen Radikalopposition gegen jegliche Nachahmung anschliesst, zeigt sich einem die ganze Geschichte der Baukunst als produktives Geflecht gegenseitiger Bezugnahmen, Adaptionen, Verfeinerungen oder gelehrter Widersprüche. Aus dieser Perspektive ist auch der gegenwärtige Boom von Begriffen wie Kontinuität, Erinnerung und Wiederholung bloss eine späte Reaktion auf den Originalitätskult und die Innovationseuphorie →

8



9



10

11

6 Wohnsiedlung 5–7, Baugenossenschaft Waidmatt, Zürich, Wettbewerbsbeitrag von Fiechter & Salzmann Architekten (4. Rang), 2016
7 Citycenter Rapperswil, Wettbewerbsbeitrag von Knapkiewicz & Fickert Architekten, 2016
8 Masterarbeit von Lucas Bucher, Assistenzprofessur Alex Lehnerer, ETH Zürich, 2016, Anerkennung Arc-Award
9 Masterarbeit von Wilko Potgeter, Professur Miroslav Šik, ETH Zürich, 2017
10 San Riemo, München, Wettbewerbsbeitrag von Lütjens Padmanabhan Architekten (3. Rang), 2017
11 Equipements publics de l'écoquartier ‹Les Vergers›, Meyrin, Wettbewerbsbeitrag von Boegli Kramp Architekten (3. Rang), 2014

→ der Moderne: In den grossen Wellenbewegungen der Kulturgeschichte ist das Neue gerade etwas ‹out›, während Tradition offenbar gerade ‹in› ist. Irgendwann, könnte man annehmen, schlägt das Pendel wieder zurück.

Der retrophile Blick

Dennoch hat sich seit dem Anbruch des retrophilen Zeitalters, den ich ungefähr auf die Jahrtausendwende datieren würde, etwas Grundlegendes verändert. Augenfällig ist zum einen eine bisher unbekannte Fetischisierung des historischen Objekts. Weniger die Ideen oder die architektonischen Haltungen einer Epoche stehen im Fokus des Interesses, sondern das Detail, die Oberfläche, das Material. Anders formuliert: Während sich die Renaissance für die Antike begeisterte, richtet sich der retrophile Blick auf ein ganz bestimmtes Detail in einem ganz bestimmten Haus von einem ganz bestimmten Architekten.

Man wendet viel Energie auf, die wohligen Schauer der Patina akribisch ins Heute zu übertragen. Das beginnt bereits bei der Visualisierung des Architekturprojekts, einem digital fabrizierten Bild, das dank allerlei Tricks so aussieht, als käme es nicht aus einem Plotter, sondern direkt vom Zeichentisch oder besser noch aus der Archivschublade eines alten Meisters: Die Farben sind etwas verblichen, manchmal neblig, wie beim Vintagefilter der Smartphone-Kamera. Auch handkolorierte Flächen lassen sich dank Photoshop schön imitieren. Das nostalgische Sentiment bedienen schliesslich absichtlich platzierte Fehler: künstliche Falt- und Klebespuren, falsche Tintenklekse oder scheinbar zerknittertes Papier. Ein fast schon philosophisches Paradox, wenn man bedenkt, dass diese Visualisierungen nichts Vergangenes, sondern die Zukunft unserer gebauten Umwelt darstellen sollten.

Die Machart des Bildes überträgt sich sodann auf die Machart des Hauses, wobei die Architekten sich angesichts einer von künstlerischen Feinheiten unbeeindruckten Bauindustrie entweder auf den blossen Schein beschränken müssen (das ergibt dann die historisch verkleideten Investorenprojekte) oder mit Engagement zu retten versuchen, was noch zu retten ist. Denn schon ein kleines Detail, das genau ‹wie früher› gemacht ist, berührt des Retrophilen Herz. Der Slogan des Nostalgie-Warenhauses Manufactum gilt dann auch für die Architektur: ‹Es gibt sie noch, die guten Dinge.›

Die Obsession der zeitgenössischen Architektur ist ihre eigene Geschichte.

Sich drängelnde Revivals

Bemerkenswert ist zum andern die markante Schrumpfung der Zeithorizonte: Die Retrophilie richtet ihren Blick nicht auf die grossen Epochen der Weltgeschichte. Romanik, Gotik oder Barock vermögen ihre Begeisterung nicht zu wecken, ihre Passion gilt der jüngeren bis allerjüngsten Vergangenheit. Unter den populären Wiederentdeckungen der letzten Jahre ist der Pariser Betonpionier Auguste Perret wohl die älteste und die italienische Nachkriegsarchitektur die verbreitetste. In den letzten Monaten konnten wir ein europaweites Revival des Brutalismus (1950er- und 1960er-Jahre) erleben, während gleichzeitig ein Comeback der postmodernen Architektur (1970er- und 1980er-Jahre) zu verzeichnen ist. Der Prozess der Aneignung verläuft dabei immer ähnlich: Architekturzeitschriften auf der einen, die universitäre Architekturforschung auf der anderen Seite – beide ständig auf der Suche nach neuen Themen, die es zu verarbeiten und verwerten gilt – bringen einen vergangenen Stil zurück ins Bewusstsein. Es tauchen historische Bilder und Fotografien auf, seltsam vertraut und verführerisch fremd, die Bilder machen die Runde, gären und gedeihen, und wenige Zeit später finden sich ihre getreuen Nachbildungen in Studentenarbeiten, auf Wettbewerbsabgaben und auf den Projektplänen der Architekten.

Der Abstand zwischen dem Ereignis und seiner Wiederholung wird dabei immer kürzer. Bereits kündigt sich in den Heften und an den Schulen die Wiederentdeckung der Neunzigerjahre an, bereits umgibt ein nostalgischer Duft die Bilder der frühen Projekte von Herzog & de Meuron oder die fantastischen Architekturmodelle der damals wilden Holländer. Bald schon werden die ersten Coverbands die Bühne betreten.

Man merkt nun, dass die Retrophilie keine Ideologie, sondern eher ein Gefühl ist. Sie ist nostalgisch, aber weder neo-konservativ noch anti-modern. Ihre Liebe ist frei: Sie kann genauso gut auf eine bürgerliche Villa wie auf eine Lagerhalle wie auf einen Flughafenterminal fallen. Auch wenn die Vergangenheit ihr Lebenselixier ist, so ist die Retrophilie im Grunde ahistorisch.

Man merkt nun auch, dass das «neue Interesse an postmodernen Strategien», wie es in Zeitschriften und an Schulen gerade verkündet wird, als Beschreibung am Kern der Sache vorbeizielt. Was den Retrophilen nämlich erregt, was er verschlingen und nachahmen will, das sind nicht Strategien oder Theorien, sondern Dinge. Es sind

Häuser, es sind Formen und Farben und Atmosphären, es ist dieser Putz und jenes Muster, dieses Plättchen und jenes Geländer. Kurz: Was ihn interessiert, ist nicht die Postmoderne, sondern allenfalls der postmoderne Stil – morgen schon kann es ein anderer sein.

Von Sammlern und Archivaren

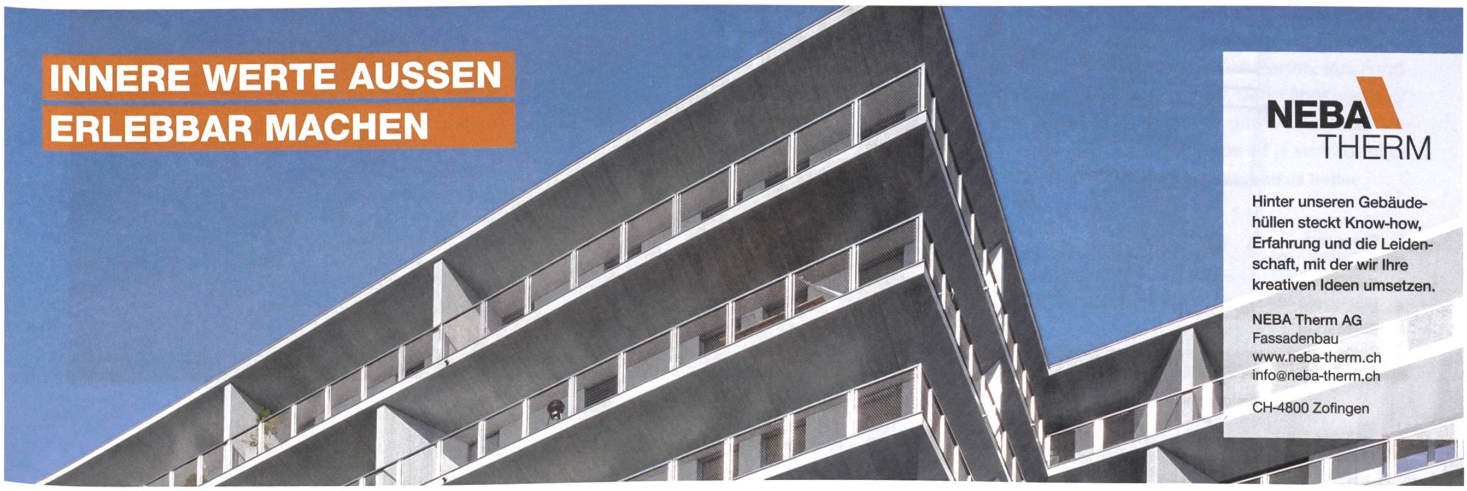
Letzteres gehört zu den unangenehmen Seiten der Retrophilie: Sie ist so wankelmütig wie die Mode. Was gerade noch angesagt, ja relevant und wichtig ist, wirkt im nächsten Moment bereits abgedroschen. In der Schweiz kann man das am Beispiel der Mailänder Architektur der Fünfziger- und Sechzigerjahre mitverfolgen, deren Formen- und Materialsprache so häufig kopiert wurde, dass sich die Connaisseurs gelangweilt abwenden. Abnutzung und Überdruss sind die Nebenerscheinungen der sentimentalen Oberflächenreize. In den feinsten Verästelungen des Vergangenen suchen die Architekten deshalb stets nach neuen Stimulanzien. Ihre Tätigkeit gleicht der von Archivaren oder Sammlern, die historisches Wissen mit einem seismografischen Gespür für Trends zu verbinden wissen. Am prestigeträchtigsten ist die Entdeckung eines architektonischen Objekts, das noch unbekannt und unverbraucht ist, aber die richtigen Ingredienzen besitzt, um das retrophile Gemüt in Aufregung zu versetzen.

Die gelehrte historische Referenz wird so zum kulturellen Kapital. Einflüsse und Inspirationen müssen nicht mehr verschämt in der Schublade versteckt werden, ihre Aufschlüsselung obliegt nicht mehr den Historikern. Heute präsentiert die Architektin mit Stolz ihre Vorbilder und lässt sie in ihren Bauten explizit in Erscheinung treten, denn sie sind Beweis ihres exquisiten Geschmacks.

Auflösung der Gegenwart

Was ist der Grund dieser Entwicklungen? Innerhalb der helvetischen Architekturszene drängen sich Verbindungen zur Lehre an der ETH auf, wo Professoren wie Miroslav Šik, Hans Kollhoff oder Vittorio Magnago Lampugnani einer ganzen Entwerfergeneration ihre traditionsaffine Auffassung von Architektur und Städtebau injiziert haben. Aber damit ist das Rätsel nicht gelöst. Denn auch wenn eines ihrer Epizentren in Zürich liegt, ist die Retrophilie kein spezifisch schweizerisches Phänomen, sondern so global wie das mit ihr verwandte Hipstertum oder die Vintagetrends in Mode, Design und Musik. Die sozialpsychologische Erklärung solcher Erscheinungen ist eher beunruhigend: Man kann den Rückzug in idealisierte Vergangenheiten und die obsessive Beschäftigung mit ihren Artefakten kaum anders interpretieren denn als tiefe Verunsicherung gegenüber einer sich rasant verändernden Gegenwart oder einer als drohend empfundenen Zukunft. An die Stelle hoffnungsvoller Pläne für die Welt von Morgen – eigentlich der Seinsgrund der Architektur – ist die Emotionalisierung des Gestern getreten. Ein melancholisches Bild: Wir blicken zurück auf Bauten, die wir dafür bewundern, mutig nach vorne geblickt zu haben.

Prosaischer, aber nicht weniger bedeutsam ist die Tatsache, dass wir in einer Zeit leben, in der die Vergangenheit einfacher und umfassender zugänglich ist als je zuvor. Vor noch nicht allzu langer Zeit lag der grösste Teil der Baugeschichte ausserhalb der Reichweite des gewöhnlichen Architekten: Nur ein Bruchteil davon war überhaupt in Bild und Plan dokumentiert, und diese Dokumente in Bibliotheken ausfindig zu machen, erforderte Zeit und Geduld. Anfang des 20. Jahrhunderts begann die Mode der Architektenmonografien um sich zu greifen, was dazu führte, dass heute jedes Büro seine eigene stattliche Sammlung von Büchern über einzelne Architekten besitzt. Die einschneidendste Veränderung aber ist natürlich das Internet, jenes immense und von selbst wachsende Bildarchiv, das nur eine Armlänge und einen Mausklick von uns entfernt ist. An seine Möglichkeiten haben wir uns so schnell und gründlich gewöhnt, dass die ständige Präsenz von Bildern aus anderen Zeiten und Ländern zu unserer neuen Gegenwart geworden ist. Die stetige Flut an Einflüssen aber bleibt nicht ohne Auswirkungen auf die Architektur: Langsam versinkt sie in den Wogen ihres eigenen Gedächtnisses, so wie sich die Gegenwart als Zeit mit eigener Identität und eigenem baulichen Ausdruck langsam aufzulösen beginnt.

Was den Retrophilen erregt, sind nicht Strategien oder Theorien, sondern Dinge.

Ich möchte nicht verheimlichen, dass ich einige Gedanken dieses Textes den Arbeiten des englischen Musikjournalisten Simon Reynolds verdanke. Es scheint mir im Gegenteil bemerkenswert, dass vieles, was Reynolds über die ‹Retromania› der Popkultur zu berichten weiss, sich auf das Feld der Architektur übertragen lässt. Was passiert, wenn die Vergangenheit zur Gänze abgegrast ist? Bewegen wir uns auf eine Art kultur-ökologische Katastrophe zu? «Ich bin nicht der einzige, der diesen Perspektiven ratlos gegenübersteht», schreibt Reynolds. Nein, ist er nicht. ●